

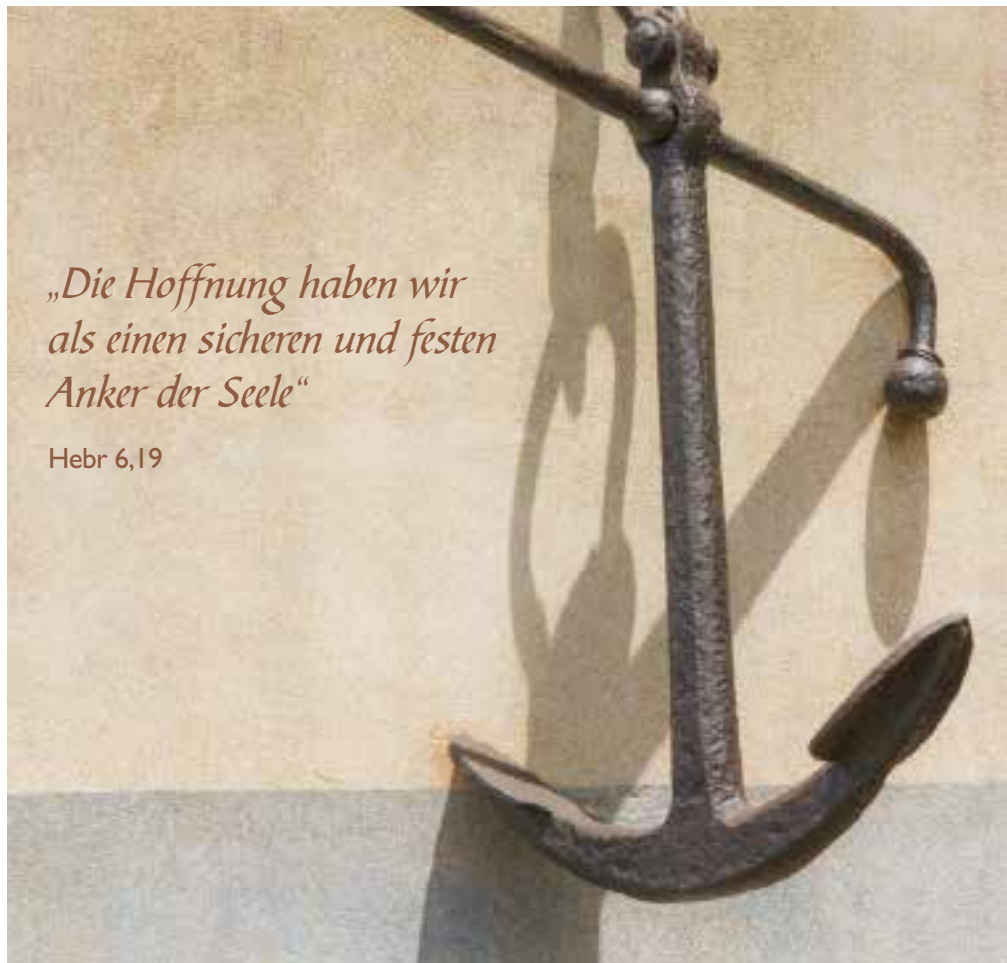
Zeit zum
Nachdenken



Gruß ans
Krankenbett

*„Die Hoffnung haben wir
als einen sicheren und festen
Anker der Seele“*

Hebr 6,19



Trost und Anker

11.02.2014 – Welttag der Kranken

KATEGORIALE SEELSORGE  ERZDIOZESSE WIEN

Impressum: Medieninhaberin, Herausgeberin: Krankenhaus- und Pflegeheimseelsorge der Erzdiözese Wien
Herstellung: NetInsert GmbH, 1220 Wien; Auflage: 6000
Für den Inhalt verantwortlich: Mag. Christoph Schmitz; Redaktion: Karin Koller
Alle: 1010 Wien, Stephansplatz 6/6/634, Tel.: 01 51 552-3369, Fax: 2118, Email: krankenreferat@edw.or.at
Bilder in Lesereihenfolge: Robert Kneschke, BSANI, openlens, jk1991; – alle Fotolia

Monatsblatt der katholischen Kirche
(nicht nur) für kranke Menschen

Februar 2014

BOTSCHAFT VON PAPST FRANZISKUS ZUM XXII. WELTTAG DER KRANKEN AM 11.02.2014

Auszüge aus der Botschaft von Papst Franziskus zum XXII. Welttag der Kranken 2014

Liebe Brüder und Schwestern!

Aus Anlass des XXII. Welttags der Kranken wende ich mich besonders an die kranken Menschen und an alle, die ihnen mit ihrer Hilfe und Fürsorge beistehen.

Die Kirche erkennt in euch, liebe Kranke, eine besondere Gegenwart Christi.

Als der Sohn Gottes am Kreuz hing, hat er die Einsamkeit des Leidens vernichtet und dessen Dunkelheit erhellet. So stehen wir vor dem Geheimnis der Liebe Gottes zu uns, die uns Hoffnung und Mut gibt: Hoffnung, weil im Liebesplan Gottes auch die Nacht des Leids sich dem österlichen Licht öffnet; und Mut, um mit ihm an der Seite, mit ihm vereint allen Widrigkeiten entgegenzutreten.

Der Mensch gewordene Sohn Gottes hat Krankheit und Leid nicht aus der menschlichen Erfahrung beseitigt, aber indem er sie auf sich genommen hat, hat er sie verwandelt und relativiert. Relativiert, weil Krankheit und Leid nicht mehr das letzte Wort haben, welches dagegen das neue Leben in Fülle ist; verwandelt, weil sie in der Vereinigung mit Christus aus etwas negativ Erfahrenem zu etwas Positivem werden können.

Wenn wir uns mit Zärtlichkeit denen zuwenden, die der Pflege bedürfen, tragen wir die Hoffnung und das Lächeln Gottes in die Gegensätze der Welt.

Wenn die großherzige Hingabe an die anderen zum Stil unseres Handelns wird, dann geben wir dem Herzen Christi Raum und werden davon erwärmt; so leisten wir unseren Beitrag für das Kommen des Reiches Gottes.

Um in der Zärtlichkeit, der respektvollen und feinfühligsten Liebe zu wachsen, haben wir ein christliches Vorbild, auf das wir mit Sicherheit unseren Blick richten können.

Es ist die Mutter Jesu und unsere Mutter, die aufmerksam ist für die Stimme Gottes und die Nöte und Schwierigkeiten ihrer Kinder. Gedrängt von der göttlichen Barmherzigkeit, die in ihr Fleisch angenommen hat, denkt Maria nicht an sich selbst und harret standhaft unter dem Kreuz Jesu aus. Sie weiß, wie man diesen Weg geht, und deshalb ist sie die Mutter aller Kranken und Leidenden.

Ich vertraue diesen XXII. Welttag der Kranken der Fürsprache Marias an, damit sie den Kranken helfe, das eigene Leiden in Gemeinschaft mit Jesus Christus zu leben, und damit sie diejenigen unterstütze, die den Kranken beistehen. Allen – den Kranken, den im Krankendienst Tätigen und den Ehrenamtlichen – erteile ich von Herzen den Apostolischen Segen.

*Aus dem Vatikan
Papst Franziskus*

Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Welttag der Kranken (11. Februar) ruft uns ein grundlegendes Merkmal unseres Menschseins in Bewusstsein: Jeder von uns, vor allem Sie als PatientIn, ist damit konfrontiert, dass Krankheit, Gebrechlichkeit sowie körperliche und geistige Funktionseinschränkungen in sein Leben einbrechen. Vielleicht ist es bei Ihnen sehr plötzlich passiert, ohne Vorwarnung – etwa bei einem Unfall –, und Sie wurden aus Ihrem Alltag herausgerissen. Oftmals sehen wir eine schleichende, immer weiter fortschreitende Verschlechterung der körperlichen oder geistigen Gesundheit eines Menschen – etwa bei einer Demenz.

Wir werden mit diesem grundlegenden Merkmal unseres Menschseins in der Begegnung mit anderen, den Kranken, konfrontiert; oder wir selbst sind es, die davon betroffen sind. In jedem Fall erzeugt Krankheit, Gebrechlichkeit und Behinderung eine Sorge, der wir nicht vollends entkommen können.

Die moderne Medizin, Pflege und Therapie hat Enormes bewegt, um kranken Menschen helfen zu können. Erkrankungen, die noch vor ein bis zwei Jahrzehnten einem schicksalhaften Todesurteil gleichkamen, können heute erfolgreich zur Genesung behandelt oder zumindest um eine beträchtliche Zeit hinausgezögert werden. Doch nicht immer ist der Verlauf so positiv. Und dennoch haben

Medizin, Pflege und Therapie auch dann, wenn es kontinuierlich bergab geht, eine Aufgabe: „Heilen manchmal, lindern oft, trösten immer“, lautet die entsprechende Devise.

Leiden zu lindern ist ein Auftrag, der nur von mehreren Berufsgruppen gemeinsam erfüllt werden kann. Der amerikanische Mediziner Eric Cassell hat darauf hingewiesen, dass die Sorge um kranke Menschen nicht nur ihr körperliches Leiden im Blick haben darf, sondern auch für ihr psychisches, soziales und existenzielles Leiden hellhörig sein muss. Schwere, chronische Krankheiten führen oft dazu, dass Menschen Depressionen entwickeln. Situationen, in denen Menschen eine dauerhafte Pflege zu Hause oder in einer stationären Einrichtung benötigen, bedingen mitunter soziale Schwierigkeiten, die von der Integration in eine neue Lebenswelt bis hin zu finanziellen Belastungen reichen.

Ebenso kann eine solche Situation schwerer Krankheit, die Sie eventuell gerade selbst erfahren und erleben, zur Lebenskrise werden, in der Sinn und Ziel des eigenen Daseins fraglich wird. Leiden, das bei Kranken von solchen psychischen, sozialen und existenziellen Phänomenen hervorgerufen werden kann, bedarf einer ebenso professionellen Sorge wie körperliches Leiden. Die verschiedenen Facetten menschl-

chen Leidens zu lindern, hat dort eher Erfolg, wo medizinisch, pflegerisch und therapeutisch Tätige mit SozialarbeiterInnen und SeelsorgerInnen eng zusammenarbeiten. Moderne Palliative-Care-Konzepte zeigen, wie ein solcher interprofessioneller Ansatz funktioniert.

Es mag nicht immer gelingen, Leiden ausreichend zu lindern. Nicht alles Zerbrochene im Leben kann wieder gekittet werden, oft bleibt ein schmerzlicher Rest. In diesen Situationen ist es der Trost, den Sie als Kranke/r und Ihre Angehörigen, aber auch jene, die sich um Sie professionell kümmern, brauchen. Trost zu spenden kann oft sehr einfache Formen annehmen: vor allem jene, einfach beim anderen auszuhalten, für ihn da zu sein. Die Angst davor, nicht ausreichend trösten zu können, weil einem die „richtigen“ Worte fehlen würden, ist unberechtigt: die tröstende Nähe braucht

keine Worte. KrankenhausseelsorgerInnen könnten in dieser Hinsicht klinisch Tätigen, insbesondere jungen ÄrztInnen, Pflegekräften und TherapeutInnen, eine Hilfestellung leisten: ihnen vermitteln, wie sie den Auftrag „trösten immer“ auch selbst wahrnehmen können. Dieser Auftrag ist nicht konfessionell gebunden, sondern einfach mit unserem Menschsein verbunden.

Der Welttag der Kranken ist schließlich selbst ein Zeichen des Trostes: Er signalisiert Menschen in Krankheit und Gebrechlichkeit, dass ihr Schicksal ihre Mitmenschen nicht kalt lässt – getreu dem Motto „Heilen manchmal, lindern oft, trösten immer“.

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Wallner

Leiter Personalmanagement, Organisationsentwicklung, Ethikberatung im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder Wien.

Was es heißt, einen anderen Menschen zu trösten

Von Marielene Leist (aus: Die Kunst der Sterbebegleitung. Rosengarten bei Hamburg: Steinmann-Verlag; 2013).

Den anderen in den Arm nehmen

ihm die Hand geben

ihn an die Brust ziehen

ihm über das Haar streichen

ihm sanft die Wange berühren

ihn ganz fest umarmen

ihn hin- und herwiegen

ihn warm halten

ihm die Hand auflegen

ihm die Hand aufs Knie legen

den Kopf über ihn beugen

mit dem Gesicht ihm ganz nahe kommen

ihn an der Hand nehmen

ihn geleiten

das Kind auf den Arm nehmen

ihm die Tränen abtrocknen

Wange an Wange legen

liebervoll die Hand des anderen küssen

die Innenfläche beider Hände küssen

den Namen in die Hand schreiben

mit ihm schweigen

mit ihm Musik hören

mit ihm lesen

mit ihm beten

mit ihm wenig und leise sprechen

mit ihm weinen

ihm zuhören

ihn erzählen lassen

ihn berichten lassen

leise, behutsame Fragen stellen

nach ihm fragen

glückliche Stunden mit ihm in Erinnerung rufen

mit ihm Bilder und Fotografien anschauen

mit ihm freundlich reden

Kontakt mit ihm halten

ihn der erfahrenen Liebe sicher machen

Gewissheit der Treue und Liebe vermitteln

ihm Hilfe zusagen

für ihn Hilfe suchen

ihm Beistand versprechen

auf die unausgesprochenen Rufe antworten

auf das Schreien hören

mit ihm das Entsetzen teilen

ihm die Angst, die Wut und den Zorn nicht ausreden

auf die unausgesprochenen Rufe antworten

auf das Schreien hören

mit ihm das Entsetzen teilen

ihm die Angst, die Wut und den Zorn nicht ausreden

Beieinandersein –

in der Familie

in der Gruppe

unter Freunden

die Zeichen der Not verstehen

die stumme Bitte begreifen

eigen, dass er sich auf dich verlassen kann

Schutz zusichern

Zuversicht stärken

versprechen zu helfen,

zu schützen, zu vermitteln

Zuversicht teilen, dass eine bessere Zukunft kommen muss

Zuversicht teilen, dass Heilung und Besserung gelingt

Zusicherung des Geliebterwerdens

ihm das Gesicht zuwenden

ihn anschauen

einfach neben ihm sitzen

da sein

auf ihn zugehen

ihn liebevoll anschauen

auf ihn warten

ihn besuchen

ihm schreiben

für ihn sorgen

für ihn da sein

mit ihm essen, mit ihm trinken

ihm nahe sein

über Nacht bei ihm wachen

bei ihm bleiben

Trost nicht aufdrängen

sein Schweigen respektieren

mit ihm nach dem Sinn fragen

keine fertigen Antworten haben

gute Gedanken in ihm wecken

Gutes über den Toten sagen

Gutes über das Verlorene sagen

den Verlust aussprechen.

Hoffnung teilen auf Vergebung

Hoffnung teilen auf Verzeihung

Hoffnung teilen auf Huld und Gnade.





Ein Blick von Frau S. ...

Frau S. ist seit fünf Tagen auf der Palliativstation. Ich erlebe sie als zurückgezogen und ruhig. Ich habe schon mehrmals mit ihrem Sohn gesprochen, der ihr jeden Tag erlesene Kuchen und jahreszeitlich geschmückte Blumengebinde mitbringt. Er bleibt jeweils kurz, redet munter auf die Mutter ein, trinkt einen Kaffee bei ihr, isst selbst von den mitgebrachten Köstlichkeiten und verabschiedet sich wieder.

Mein Eindruck ist, dass sich die Mutter über diese Besuche freut und dass es sie gleichzeitig anstrengt. Im Team gibt es MitarbeiterInnen, die Frau S. gerne zu

mehr Gespräch ermuntern und ihr ein Lächeln entlocken möchten. Die Psychologin wurde gebeten, sie zu besuchen, weil Frau S. sich immer mehr zurückzieht und es schwer ist, an sie heranzukommen.

Es ist Nachmittag. Frau S. sitzt am großen Tisch in der Küche, der Sohn ist vor kurzem weggegangen. Eine Ärztin setzt sich zu Frau S., will ein Gespräch beginnen. Frau S. bleibt in sich gekehrt.

Einige Minuten später will ich die Küche verlassen. Da Frau S. dann allein im Raum ist, gehe ich noch zu ihr, um zu

fragen, ob sie hier sitzen bleiben will. Ich setze mich neben sie und spreche sie an. Sie sagt knapp „Ja“, sie will bleiben. Ich nehme etwas Unnennbares wahr, was mich sitzen bleiben lässt. Ich berühre sie mit sanftem Druck am Ellenbogen und atme mit ihr, dabei empfinde ich große Beklemmung. So sitzen wir einige Minuten. Dann hebt Frau S. sehr langsam den Kopf und schaut mir in die Augen. Mir ist, als ließe sie mich in ihre Seele schauen.

Ich spüre abgrundtiefe Traurigkeit und bin sehr berührt, mein Herz brennt. Ich erwidere ihren Blick, der wahrscheinlich

nur wenige Sekunden dauert, in dem für mich aber Ewigkeit mitschwingt. Frau S. senkt den Kopf und kehrt sich wieder ganz in sich. Die „Verbindung“ klingt aus.

Ich verabschiede mich und löse langsam meine Hand von ihrem Ellenbogen, in der ich „Gehalten Sein“, „Geborgenheit“ und „Freiheit – nicht festhalten“ spüre.

Mag. Ernestine Radlmair-Mischling
Krankenhauseelsorgerin
im Hospiz Rennweg